

70 Jahre – 16. Januar 1945 – Erinnerungen einer Zeitzeugin

Wieder naht die Adventszeit. Zum siebzigsten Mal. Ich werde sie überstehen. Nach dem sechzehnten Januar wird es dann wieder täglich besser und den Rest des Jahres kann ich – sofern es mir Gesundheit und Witwentum erlauben – genießen.

Seltsam. Ich wundere mich selbst darüber. Je weiter der sechzehnte Januar 1945 zurückliegt, desto häufiger und intensiver muss ich an ihn denken. Umso älter ich werde – und mittlerweile bin ich mit siebenundachtzig Jahren ein wahres Urgestein -, desto mehr nimmt er mich mit.

Obwohl ich sonst – glücklicherweise – eine wahre Frohnatur bin: aufgewecktes Mittelkind Ingeburg (ja, unbedingt mit „u“ bitte!) zwischen einer älteren, ernsteren Schwester (Ursula) und einem kleineren, fidelen Bruder (Horst). Beide sind sie schon tot, dabei war ich diejenige, von der Vater angesichts meiner vielen, oft schweren Kinderkrankheiten einmal heimlich gemeint hatte: „Ach lieber Gott, wenn es unsere Inge doch immer so schwer hat, dann nimm sie doch zu dir.“ Gott jedoch fand, ich sollte noch eine Weile auf dem Erdenrund bleiben. Und nun, lange Jahre später, bin ausgerechnet ich, die Todgewünschte, die Einzige aus meiner Familie, die tatsächlich noch lebt. Auch mit dem sechzehnten Januar. Damals aber waren wir eine überaus rege fünfköpfige Familie. Meine Eltern hatten aus Liebe geheiratet. Naja, und auch ein bisschen, weil meine größere Schwester unterwegs war. Dass es nach der Hochzeit aber mit der Liebe nicht vorbei war, konnte man unschwer an mir und Horst erkennen. Meine Eltern waren noch so jung und mittellos, als sie sich mit drei handfesten Konsequenzen aufeinander einließen, dass wir drei Wünste noch in der herrschaftlichen Wohnung meiner Großeltern väterlicherseits („Mutterchen“ und „Vaterchen“ genannt) zur Welt kamen – und dort solange blieben, bis ich immerhin sechs Jahre alt war. Vermutlich hat mein Vater seinen verzweifelten Wunsch, Gott möge mich zu sich holen, noch bei seinen Eltern, in der Ottenbergstraße 33 (das Haus steht heute nicht mehr) ausgesprochen. Dann aber zogen wir fünf in eine nigelnagelneue Siedlung um: Erstbezug in der Rothenseerstraße 34. Eckhaus. Wunderschön. Ein kleines Schlafzimmer, ein kleines Wohnzimmer, winziges Bad, aber eine große Wohnküche mit gemütlicher Chaiselongue: meinem Domizil. Dort saß oder lag ich tags und nachts und war immer dabei und mittendrin. Außerdem lernte ich auf diese Weise kochen, schaute Mama bei jeder Gelegenheit über die Schulter.

Vaterchen starb als ich zehn war. Es brach mir das Herz. Wie oft hatten wir uns zum gemeinsamen Spaziergang im Vogelgesangpark getroffen? Unzählige Male! Und immer hatte er mir zehn Pfennige für ein Eis-auf-die-Hand geschenkt. Auf dem Hinweg verprasste ich fünf der zehn Pfennige für eine Kugel, auf dem Rückweg für eine Zweite. So hatte ich mehr davon – bildete ich mir zumindest ein. Nun würde es nie wieder diese gemeinsamen Eis-in-der-Tüte-Spaziergänge mit Vaterchen geben. Ganz früh morgens verabschiedeten wir uns in seiner herrschaftlichen Wohnung von ihm, dann musste ich – Vaterchen tot wissend – zur Schule gehen. Schrecklich. Ich hätte am liebsten geweint, doch die Zeiten waren nicht so, als dass eine Zehnjährige einfach in der Schule um ihren Großvater hätte weinen können. Ich schluckte meine Tränen herunter. Ach, Vaterchen.

Mutterchen zog daraufhin zu einer ihrer Töchter: zu Tante Hedchen in Ostelbien, und deren Familie. Sieben Jahre später starb auch sie. Solange ich mich zurückerinnern kann, ging Mutterchen am Stock, im rechten Winkel: eine gebückte Frau, doch innerlich immer aufrecht. Das war im Herbst 1944. Nun blieb uns nur noch unsere Großmutter mütterlicherseits: Mutter

Deye, die alleinstehend war und putzen ging, denn sie hatte keinen „Ernährer“, wie man so sagte. Also versorgte sie den Haushalt feiner Leute. Manchmal habe ich sie als Kind begleitet und wischte Staub auf den schicken Chippendale-Möbeln reicher Magdeburger. Mutter Deye hatte neben meiner Mama noch ein zweites Kind gehabt: einen Sohn. Den aber hatte der Vater nach der Scheidung einfach mitgenommen. Mutter Deye sprach nie über diesen Jungen. Ich glaube, sie hat ihn sehr vermisst.

Unser Vater, „Papachen“, in früheren Zeiten Buchhandel-Vertreter, der über Land den Menschen Bücher und Zeitschriften brachte, war mittlerweile längst Soldat. Als ewiger Hansdampf-in-allen-Gassen aber war er kein gewöhnlicher Soldat, sondern bewegte sich die meiste Zeit hinter der Grenze. Die Wehrmacht wusste sein ausgesprochenes Organisationstalent zu schätzen. So schaffte er Waren und Dies-und-Das von hier nach dort und war – meistens jedenfalls – von den aktiven und gefährlichen Kampfhandlungen ausgeschlossen. Auch wir schätzten sein Organisationstalent über alle Maßen! Was sendete er uns an feinen Esswaren und Seifen und und aus Frankreich, dem schönen Frankreich! Einmal sollte er von der deutsch-französischen Frontlinie für seinen Vorgesetzten ein großes, schweres Paket bis nach Magdeburg zu dessen Familie retten, denn Papa hatte Heimurlaub. Er bugsierte also das Paket unbekannten Inhaltes durch jeden Angriff, schlepppte es von einem Bahnhof zum nächsten und verteidigte es gegen Neugierige, bis er die Heimatstadt erreicht hatte. Der Schelm in ihm aber sprach: „Wer weiß, wo ich dieses Paket überall verlieren können oder es mir abgenommen worden sein kann. Ich habe es bis hierher gebracht, warum soll nicht auch ich den Lohn dafür ernten?“ Wir, der Rest seiner Familie, hörte eines Abends den Briefschlitz klappern. So machte sich Papachen seit eh und je bemerkbar. Wir stürmten gemeinsam zur Tür. Und ja! Da war er, unter dem einen Arm ein Riesenpaket und in der anderen Hand einen vorzüglichen Riegel Côte d’Or in der Hand. Unglaublich. Und das Ganze genau einen Tag vor Silvester 1942/43. Mamachen war so überglücklich, ihren Mann für ein paar Tage wiederzuhaben, dass sie auf dem Weg zur Silvesterfeier völlig Fremden in der Straßenbahn französische Schokolade schenkte. Ein Hoch auf Papa!

Bis hierhin und noch ein bisschen weiter waren wir ohne größeren Schaden gekommen. Manchmal war es knapp gewesen, zum Beispiel als die Fliegerbomber jeden zweiten Eingang unserer Straße in Schutt und Asche gelegt hatten, unserer Familie das Glück aber hold geblieben war.

Am Morgen des sechzehnten Januars 1945 gingen wir alle vier aus dem Haus: der pfiffige Horst zur Bürokaufmannslehre, die zurückhaltende Ursel ins Büro als Stenotypistin, die aufgeweckte Inge ins Fotogeschäft, denn ich wollte Fotolaborantin werden, stand bereits kurz vor dem Abschluss. Die schriftliche Prüfung war schon bestanden. Mama musste in die Konsummühle in der Sieverstorstraße zum Arbeitsdienst. Seit Horst im Vorjahr vierzehn geworden war, musste sie sich nach frauenart am Krieg beteiligen. Sie ging also in die Fabrik. Wie oft schon hatte sie uns von ihren, sie plagenden Ängsten erzählt, wenn sie und unzählige andere Frauen bei Luftangriffen in den Keller verschwanden, sich gegenseitig tröstend an den Händen hielten, die schweren Maschinen wenige Meter über ihren Köpfen wissend. Wenn dort jemals eine Bombe einschlug, ...

Wie an jedem anderen Dienstag auch arbeitete ich also vormittags, entwickelte Fotos, verkaufte Filme. Dann: Sirenen. Luftangriff. Meine Chefin schnappte sich ihr Fahrrad und radelte zum Bunker unter dem Nikolaiplatz. Das war sozusagen ihr Stammbunker, denn bevor das Fotolabor zum ersten Mal ausgebombt worden war, hatten wir noch auf der Lübecker Straße, Ecke Ritterstraße, gearbeitet. Da war es bis unter den Nikolaiplatz nur ein halber Katzensprung gewesen. Vom Lorenzweg aus aber trennten uns anderthalb Kilometer bis dorthin. Zwanzig Minuten zu Fuß. Viel zu weit bei Alarm.

Zurückgelassen sahen wir uns an, das Lehrlingsmädchen aus dem ersten Jahr und ich: „Wohin?“ Ich, die Ältere, gab den Ton an: „Der Keller hier hat Doppeltiefe. Da geh‘ ich nicht rein. Hier werden wir höchstens verschüttet. Das ist mir unheimlich. Komm! Wir gehen Richtung Stadt. Mal sehen.“ Wir stiefelten los. Kurz vor dem Zentraltheater sahen wir die Bomber am blauen Himmel über uns dahinziehen. „Los, schnell, der nächste Keller ist unserer. Wir können nicht mehr warten.“ Schon verschwanden wir im Untergeschoss irgendeines Wohnhauses und quetschten uns zwischen Unbekannte. Es rumste und schepperte. Ich dachte so bei mir: „Wenn ich jetzt hier sterbe, wird niemand wissen, wer ich bin. Das mach‘ ich nie wieder. Wenn ich hier lebend rauskomme, gehe ich nur noch in Keller oder Bunker, in denen mich die Menschen kennen.“

Der Mittagsangriff zog vorüber und wir krochen zurück ans Tageslicht, liefen schnellen Schrittes zurück zum Fotoladen. Meine Chefin – sonst mittelmäßig mitfühlend – schien besorgt und schlug mir vor, mit ihrem Fahrrad in die Konsummühle zu fahren, um nach meiner Mutter zu schauen. Sie musste wohl im Bunker unter dem Nikolaiplatz irgend etwas aufgeschnappt haben.

Widerwillig nahm ich ihr Rad und machte mich auf den Weg. Sogar Ursel kam mir entgegengelaufen. Auch sie war in Sorge. Ich nicht. Ursel wollte mich direkt begleiten, doch ich schickte sie mit beruhigenden Worten zurück ins Büro: „Ich schau nach Mama, wird schon nicht so schlimm sein. Mit dem Fahrrad bin ich auch viel schneller, als wenn wir beide zu Fuß gehen.“ Wie sich allerdings herausstellte, sollte mir das Fahrrad keine große Hilfe sein, denn angesichts des verharschten Bodens musste ich es doch die meiste Zeit schieben.

Angekommen in der Sieverstorstraße, traf ich auf Himmel und Menschen. Ein einziges Durcheinander. Etwas Schlimmes musste geschehen sein. Ich schob das Rad behutsam durch die sich hektisch bewegende Menschenmasse. Es war ein bisschen, als machten mir die Leute Platz, als wüssten sie, was ich noch nicht ahnte. Plötzlich sah ich wenige Meter vor mir zwei junge Sanitäter, auf den Schultern eine Trage, darauf eine Frau, einen Schal modisch zum Turban um den Kopf geschlungen. „Die Frau hat den gleichen Schal wie Mama“, ging es mir durch den Kopf. Dann blitzartig: „Das ist Mama. Das ist Mamas Schal, der Schal, den sie mir so oft ausleiht.“ Ihre rötlichen Haare lugten unter dem Stoff hervor, darin eine noch rötere Blutspur. „Mama.“ Ich klammerte mich an das Rad der Chefins. „Bloß nicht fallen lassen, das ist nicht meins, ich muss es wohl behalten wieder zurückbringen.“ Ich folgte den Sanitätern die Straße entlang bis zum Tor des mir aus Kindertagen vertrauten Schulgeländes in der Stendaler Straße. Einer der Sanitäter drehte sich nach mir um: „Gehören Sie hier dazu?“ „Ja.“ „Dann folgen Sie uns.“ Sie stiegen die Treppen hinab in den Keller des Gebäudes, gaben Acht, dass Mama nicht von der Trage rutschte. Dann verschwanden sie mit ihr in einem der vielen Räume. Eine Krankenschwester wies mich an, auf einer der im Flur stehenden Bänke Platz zu nehmen und zu warten. Ich wartete. Später erschien auch Ursel. Sie hatte keine Ruhe gehabt, setzte sich neben mich und wartete mit mir gemeinsam. Die Ewigkeit hätte nicht länger sein können. Dann kam wieder eine Krankenschwester: „Es ist wohl besser, Sie gehen jetzt nach Hause. Wir konnten nichts mehr für Ihre Mutter tun. Die Verletzungen waren zu schwer. Dies hier trug sie bei sich.“

und drückte mir Mamas Tasche in die Hand. „Wir möchten sie gern noch einmal sehen.“ „Tun Sie sich das nicht an! Behalten Sie sie so in Erinnerung, wie sie war. Es tut mir Leid. Auf Wiedersehen.“

Mama war tot. Ausgelöscht. Genauso gestorben, wie immer befürchtet, geahnt.

Wir traten aus dem Keller auf den Schulhof, sprachen kein Wort – Mama tot –, liefen direkt in das große Wohnhaus, in dem unsere uns verbliebene Großmutter Deye, Mamas Mama, lebte. Sie stand mit vielen anderen im Hof, sah uns und wusste ohne ein Wort ihrer- oder unsererseits Bescheid: Sie hatte auch ihr zweites Kind verloren. Nachdem sie ein paar Habseligkeiten zusammengekramt hatte, begleitete sie uns nach Hause, wo wir auf unseren Bruder warteten. Irgendwann im Laufe dieses von aller Welt entrückten Nachmittags öffnete ich Mamas Tasche: Kleinkram, der Arbeitsausweis der Konsummühle, ihre Brotbüchse. Ich hob den Deckel ab und fand eine Stulle mit hauchdünner Margarine und noch weniger Marmelade. Die Wurst hatte sie immer uns gelassen, ohne ein Wort. Das hatten wir gar nicht gewusst. Ich musste erbärmlich weinen.

Als Horst eintraf, hatte er es schon von den Menschen auf der Straße gehört. Füreinander, miteinander fanden wir keine Worte. Jeder trug seinen Schmerz allein. Die Nachbarn von oben – Bethges – kamen herunter. Onkel Jule und Tante Hedchen aus Ostelbien stießen am Abend hinzu: Trost zu spenden, das Nötigste zu richten. Auch Wolfgang, meine erste große, auf Heimurlaub befindliche Jugendliebe, kloppte an unsere Tür. Auf seine Frage, was geschehen sei, war ich außerstande, zu antworten. Dann Viertelzehn abends erneut Fliegeralarm. Alle stürzten in den Keller. Nein, nicht alle. Eine fehlte. Eine war tot.

Die pure Zerstörung brach über Magdeburg herein. Ich hatte das erste Mal wirkliche Todesangst. Mama war schon tot. Warum sollte es nicht auch uns treffen? So laut, so unbarmherzig, so wütend war noch kein anderer Angriff über uns hinweggefegt. Was ging da nur alles in Feuer und Flammen auf? Wir hörten und spürten es: Diese Bombardierung war zerstörerischer als jede vorherige. Wenn Onkel und Tante nun hier starben? Jenseits der Elbe in ihrem Zuhause wären sie bestimmt weitaus sicherer gewesen. Wegen uns waren sie nun in Lebensgefahr. Wenn das nur vorüberging! Mama ist tot. Mama ist tot. Aber ich will leben! Wäre Mama heute nicht gestorben, dann säße ich jetzt mit Wolfgang nicht hier im Keller, sondern in der Innenstadt im Kino – mittendrin in diesem Inferno ...

Auch der Schlimmste aller Angriffe fand irgendwann sein Ende und wir stiegen wieder hinauf in unsere Wohnung. Dort saßen wir, warteten auf das Morgengrauen des kommenden Mittwochs, bis irgendjemand plötzlich meinte: „Inge, hast du dir Mamas Ehering geben lassen? Für Vater?“ Nein, das hatte ich nicht. An Mamas Ehering hatte ich keine Sekunde gedacht. Nur an sie. Immer an sie. Gestern Morgen noch hatten wir uns herzlich, aber kurz – wie es eben typisch ist für den Abschied vor einem Arbeitstag – auf Wiedersehen gesagt. Ach, wäre Horst ein Jahr jünger gewesen, dann hätte sie noch nicht in die Fabrik gehen müssen! Mama. Mama!

Im Trüben des neuen Morgens liefen wir zwei Schwestern zurück aufs Schulgelände. Wir wollten unsere Mama nun doch noch einmal sehen. Diesmal würden wir uns nicht abwimmeln lassen. Und den Ring wollten wir auch holen. Den würden wir für Papa aufbewahren. Überall hing der beißende Rauch verbrannter Häuser, Straßen und Besitztümer. „Die Toten liegen in der Turnhalle. Über Nacht sind es noch viel mehr geworden. Schauen Sie nach, ob Sie

Ihre Mutter dort finden.“ Wir betraten die Halle, die gemeinsame Turnhalle, die Mädchen- und Jungenschule voneinander trennte und doch verbannt; die Halle, in der ich Jahre zuvor Hockstrecksprünge und Liegestütze hatte machen müssen. Nun lagen dort reihenweise mit Tüchern abgedeckte Leichen. Ich hob das Erste hoch. Gott im Himmel. Die leer gewordenen Augen eines sicher einmal schön gewesenen Menschen starrten ins Nichts. Das war nicht unsere Mama. Das nächste Tuch. Auch nicht Mama. Ursel und ich hoben jede ungefähr zwei, drei Tücher, dann stürmten wir hinaus. Er war einfach unerträglich, der Anblick der Toten. „Sie können es auch auf dem Westfriedhof versuchen. Alle Opfer der letzten Angriffe werden dorthin gebracht. Vielleicht ist Ihre Mutter schon dort.“

Unsicher machten wir uns auf den Weg. Weitere Totentücher würden wir nicht heben, doch das Finden des Ringes war unser innerer Wegweiser, eine (noch) unverschiebbare, unbedingt zu erledigende Aufgabe. Der Weg hinüber nach Wilhelmstadt jedoch stellte sich als beschwerlicher denn vorstellbar heraus. Nicht nur unsere Mama war gestern gestorben. Auch unsere Heimatstadt lag niedergestreckt zu unseren Füßen. Wir krochen über Trümmer, durchquerten entstellte, nicht mehr wiederzuerkennende Straßen. Der Weg wurde weit und weiter. Dann sahen wir das große Friedhofstor. Menschen liefen hinein und heraus. Chaos. Wir bogen von der Hauptstraße in die Zufahrt. Dort lagen sie, die Toten. Reihe um Reihe. Hunderte. Eine davon sollte, konnte, musste unsere Mama sein. Wir schauten einander an, fühlten keinen Mut, keine Kraft, keine Zuversicht mehr. „Ursel, es ist Mamas Ring. Soll sie mit ihm begraben werden. Sie würde nicht wollen, dass wir uns um des Ringes Willen quälen.“ „Du hast Recht. Lass uns nach Hause gehen.“ So unabdingbar uns das Finden des Ringes eben noch erschienen war, so hoffnungslos war es plötzlich geworden. Papa würde uns verzeihen. Was half ihm der Ring ohne seine Frau?

Und dann, in der Nacht, wachte ich auf, hörte Mama in der Küche wuseln, mit Töpfen und Geschirr klappern, das Fenster öffnen, frische Luft hineinlassen. Ganz langsam stand ich auf, schlief hinüber, lugte durch den Spalt der Küchentür. Da stand sie, die roten Locken zurückgebunden und bereitete das Frühstück. Ich stieß die Tür auf. „Mama, du lebst! Ich hab‘ geträumt, du wärst tot. Mama! Mama.“ Solche Erleichterung! Ich fiel ihr in die Arme, drückte sie an mich, bis plötzlich alles ganz weich, schwach und durchsichtig wurde. Die Bettdecke lag schwer auf meinen Gliedern, meine Augen starrten ins Dunkel, ein alles übertreffender Schmerz durchströmte meine Adern, mein Hirn. Unmenschlich. Kein Traum. Nur ein Traum im Traum. Mama war immer noch tot. Oft noch, viel zu oft, sollte mich meine glückliche Traumwelt täuschen.

Ich mochte nicht, wenn Nachbarn, Freunde und Bekannte zum Kondolieren anklopften. Sie zeigten mir, dass das Unfassbare wahr geworden war. Sollten sie doch besser fort bleiben. Vielleicht wäre dann doch alles nur ein böser Traum. Doch sie schüttelten uns die Hände, sahen uns traurig, hilflos an. Wenn wir etwas bräuchten, ...

Ja, wir brauchten etwas, doch das konnte uns niemand mehr geben. Sie haben es gut gemeint und vielleicht würden wir sogar irgendwann auf ihre Hilfsangebote zurückkommen. Aber nicht jetzt. Jetzt nicht. Auch eine sehr freundliche Kollegin unserer Mama besuchte uns. Sie hatte gar nicht weit weg von Mama im Keller gesessen, als die Maschinen herunterkamen. Die Frauen hatten sich wie immer an den Händen gehalten, um ihrer Angst Herr zu werden. Um nur wenige Meter, vielleicht nur einen oder gar einen halben hatte das Schicksal entschieden, wer leben und wer sterben sollte. Mamas Kollegin saß nun hier in unserer Küche, atmete, sprach. Doch sie war sehr, sehr betroffen; erzählte uns, dass Mamas letzte Gedanken allein uns galten. „Meine armen Kinder!

Was wird bloß aus meinen Kindern?“, soll sie sich und wer weiß wen in ihrer Todesangst gefragt haben. Wenn es überhaupt einen Trost geben konnte, dann vielleicht diesen.

Miteinander jedoch sprachen wir drei Geschwister damals nicht über unsere Mama. Auch später nicht. Es hätte zu wehgetan. Jeder war und blieb mit seinem Schmerz allein. Wir hangelten uns durch die Tage – und die Nächte –, organisierten unseren Alltag, überlegten Möglichkeiten, die kommenden Luftangriffe zu überleben, über die Runden zu kommen. Da auch „mein“ Fotoladen beim Nachtangriff des sechzehnten Januars zerstört worden war, blieb ich fortan zu Hause, übernahm Mamas Rolle: kochte, wusch, lief nach Essbarem. Ursel schrieb an Vater. Keine leichte Aufgabe. Doch Vaters Briefe begannen jeder von Neuem über sieben lange Monate mit den Worten „Meine liebe Gertrud, ...“ Ursels Briefe gelangten nicht zu ihm. Papa war auf dem Rückzug und wenn Ursels Briefe seine letzte uns bekannte Adresse überhaupt erreichten, so war er schon längst wieder viele Kilometer in Richtung Heimat zurückgedrängt worden. Der Krieg ging zu Ende.

Einmal nach Mamas Tod fuhren wir mit einem kleinen Bus hinaus aus der Stadt, um uns auf diese Weise vor den Fliegerbomben zu schützen. Doch das bewährte sich nicht. Wir waren viel zu lange fort, fanden kaum Schlaf in der Nacht und beschlossen zukünftig lieber doch wieder im hauseigenen Keller Schutz zu suchen.

Wir mussten lange warten, bis Mama endlich beerdigt werden konnte. Die Toten des sechzehnten Januars und all der anderen Angriffe waren zu zahlreich und die gefrorene Erde zu hart, als dass die vielen benötigten Gräber hätten von Menschenhand ausgehoben werden können. Die ganze Stadt war überfordert. Erst die milderden Temperaturen des Frühlings verschafften vielen Opfern die letzte Ruhe. Wir drei Kinder und Onkel und Tante von jenseits der Elbe standen dann in der ersten Frühjahrssonne am offenen Grab. Bei unserer Ankunft auf dem Neustädter Friedhof war Mamas Sarg schon hinabgelassen. Ich hätte so gern noch einmal hineingeschaut, doch andererseits: Sie war nun wirklich schon viele, viele Wochen tot. Wer weiß, was mir erspart geblieben ist? Dennoch quälte mich viele Jahre die Skepsis, dort unten, in dieser Totenlade unter Mamas Grabstein könnte vielleicht eine wildfremde Person liegen. Warum sonst hätten die Bestatter den Sarg bereits in unserer Abwesenheit versenken sollen? Vielleicht hatte die Friedhofsverwaltung oder wer auch immer zuständig war, den Überblick über die Toten verloren? Doch selbst wenn dem so war, blieb mir doch die Hoffnung, dass andere Menschen an einem anderen Grab, in dem unsere Mutter vielleicht, vielleicht nicht lag, ähnlich um ihren Angehörigen trauerten und die wirkliche Ruhestätte unserer Mutter ebenso wie wir diese hier in Ehren hielten, sie besuchten und dem Grabstein etwas aus dem eigenen Leben erzählten. Als ich bereits jenseits der Achtzig war, fand meine erstgeborene Nichte heraus, dass meine jahrelange Skepsis zwar nachvollziehbar, doch unbegründet gewesen war. Mama liegt genau dort, wo wir sie Jahrzehntelang betrauert haben.

Damals war ich siebzehn. Heute bin ich siebenundachtzig. Siebzig Jahre trennen mich von dem jungen Mädchen in mir. Siebzig Jahre trennen mich von meiner Mama. Sie fehlt mir immer noch. Sie hat nicht erlebt, wie ihre eigene Mutter, nicht mal sechzigjährig, vor Kummer über den Tod ihres einzigen ihr verbliebenen Kindes noch vor Kriegsende starb, wie ihr Mann im August 1945 aus Frankreich zurückkehrte und ihm dann eine fremde Frau aus der Nachbarschaft die traurige Nachricht überbrachte, dass seine Frau tot und die Kinder „verzogen“ waren, da sie ihre Wohnung nach Kriegsende durchziehenden Sowjets überlassen mussten, um dann vor Hunger zu Kartoffeldieben im eigenen Keller zu werden. (Zum Glück konnten wir nach ein paar Monaten in

die halbzerstörte Wohnung zurückkehren.) Mama erlebte nicht, wie ihre Älteste den Bund fürs Leben schloss und ihr das erste Enkelkind gebar. Ebensowenig konnte sie mich verabschieden, als ich 1949 die zerstörte Trümmerstadt verließ und gegen ein unversehrt gebliebenes sächsisches Kleinstädtchen eintauschte, in dem ich meinen geliebten Mann ausfindig machte – oder vielmehr er mich. Auch nicht, wie wir bald darauf nach Magdeburg zurückkehrten, um nun doch den Rest unseres Lebens hier zu verbringen. Schließlich konnte sie auch niemals stolz sein auf ihren Jüngsten, der es in der DDR – obwohl und gerade deswegen – als Arbeiterkind bis zum angesehenen Chirurgen gebracht hatte.

Die Frage „Was wird bloß aus meinen Kindern?“, die kann ich dir beantworten, Mama. Vorausgesetzt, du hörst mich dort, wo du nun schon so lange bist, denn im Grunde meines Herzens glaube ich nicht an ein Dasein nach dem Tod (wenn ich auch ein bisschen darauf hoffe). Ich bin sicher, du wärst zufrieden mit uns gewesen. Nichts in unserem Leben war freilich so schmerhaft wie dein früher, brutaler Tod, doch wir Kinder haben uns ans Leben geklammert, wie es sich für junge Menschen gehört. Du hast uns so viel Unbezahlbares, soviel Liebe mit auf unsere Wege gegeben, dass wir auch dann noch davon zehren konnten, als du schon längst nicht mehr bei uns warst. Dessen sei gewiss! Die gute Erinnerung an dich ist geblieben: Wie du mir heimlich Brot zustecktest, wenn ich bei Tisch mäßig gewesen war und Papa mich ohne Abendbrot zu Bett schickte; wie du mit uns gemeinsam um den Wellensittich trauertest, nachdem er – obwohl du es unzählige Male zuvor gewünscht hattest – von seinem Spaziergang auf dem Fenstersims nicht in seinen Käfig zurückgekehrt, sondern in die vermeintliche Freiheit geflogen war; oder wie du mir nicht allzu böse warst, als ich deinen Geburtstag vergaß und so lange unfreiwillig ignorierte, bis mich die zahllosen Hakenkreuzfahnen in unserer Straße wieder an ihn erinnerten, denn du warst am selben Tag wie Adolf Hitler geboren.

Mama, das Gute in uns, das wir dir verdanken, das bleibt. Der Schmerz allerdings auch. Wir mussten lernen, mit ihm zu leben, manchmal auch, ihn vor uns selbst zu verstecken, damit wir eine Chance hatten, trotz allem ein zumeist glückliches Leben zu führen. Vermisst haben wir dich immer. Jeder von uns.

Katja Lenßen